

„KUNST“



SPIELZEIT
22/23

„KUNST“

Komödie von Yasmina Reza

Marc Miguel Abrantes Ostrowski

Serge Rolf Kindermann

Yvan Andreas Guglielmetti

Regie Thorsten Weckherlin

Musik Jörg Wockenfuß

Bühne & Kostüme Vinzenz Hegemann

Dramaturgie Thomas Gipfel

Regieassistenz Magdalena Heffner

Soufflage/Bufdi Fabian Krätschmer

Premiere 24. Juni 2023, Hof-Bühne

Aufführungsdauer ca. 1 Stunde 20 Minuten, keine Pause

Aufführungsrechte Theater-Verlag Desch GmbH, München

Technischer Direktor Martin Fuchs **Leiter der Bühnentechnik** Bernd Jäger **Theatermeister** Bernd Jäger, Florian Leiner **Assistentin der Technischen Direktion** Bettina Vögele **Ausstattungsassistentin** Regina Reim **Stücktechnik** Helmut Schilling, Stefan Podlasek, Reinhold Mayer, Hans-Jürgen Schuler, Radovan Basarić, Manuel Bernhardt, Nicolas Sühning, Stephan Leiner, Clemens Menschel, Xavier Gey, Hendrik Wutz, Sascha Anselm / Musa Camara **Leiter der Abteilung Beleuchtung** Milan Basarić **Lichtgestaltung** Wolfgang Hamer **Leiter der Abteilung Ton & Video** Uwe Hinkel **Stückbetreuung** Jan Brockerhoff **Damengewandmeisterin** Gundula Neubauer **Herren- und Kostümbildnerin** Susanne Bek-Sadowski **Schneiderei/Ankleiderinnen** Sabine Czarski, Marlis Christmann, Claudia Flemming, Gabriele Heinzmann, Ingrid Jarosch, Anne Walker, Kristina Weber, Alexandra Bechthold **Leiter der Abteilung Maske** Peter Hering **Maske** Kerstin Beatrix Walter **Leiterin der Abteilung Requisite** Alexandra Doerr **Stückbetreuung** Laura Egger **Werkstättenleitung** Nils Nahrstedt, Eugen Krauss **Malsaal** Jolanta Slowik, Alexandra Petukhova **Schreinerei** Günter Bitzer, Steffen Rogosch, Diana Sagnelli **Dekosaal** Helmut Vogel **Leiter der Abteilung Schlosserei** Manuel Bernhardt **Schlosser** Nicolas Sühning

BILDNACHWEIS TITEL

Rolf Kindermann, Miguel Abrantes Ostrowski, Andreas Guglielmetti

TEXTNACHWEIS

Levy, Dani: *Humor ist Kultur. Lob des Mondänen, Urbanen, Graziösen: Dani Levy gratuliert Yasmina Reza zum WELT Literaturpreis 2005.* In: Die Welt, 19. 11. 2005. Preußner, Gerhard: *Hohe Kleinkunst, tiefe Großkunst.* In: Theater Heute, Heft 3/1996, Palm, Reinhard: *Die Optimisten sind tödlich. Yasmina Reza im Gespräch mit Reinhard Palm.* In: SPECTACULUM 62, 1996.

IMPRESSUM

Herausgeber
Landestheater
Württemberg-Hohenzollern
Tübingen Reutlingen
Spielzeit 22/23
Intendant
Thorsten Weckherlin
Verwaltungsdirektorin
Dorothee Must
Redaktion
Thomas Gipfel
Gestaltung
giesevogler.com
Probenfotos
Martin Sigmund
landestheater-tuebingen.de

Haftung für Links Unser Angebot enthält Links zu externen Inhalten und Websites Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

*Aus datenschutzrechtlichen Gründen werden einige Mitarbeiter*innen nicht genannt.

Mit freundlicher Unterstützung



Baden-Württemberg
MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST



Stadt Reutlingen



Kommunaler Interessensverein
Landesbühne Tübingen



EINE FREUNDSCHAFT, DIE SEHR NAH BEI DER LIEBE IST...

„Es gibt eine Freundschaft zwischen Männern, die sehr nah bei der Liebe ist. Die Beziehungen zwischen befreundeten Männern sind sehr leidenschaftlich; (...) die Geschichte in diesem Stück [ist] sehr heftig – Verrat, Eifersucht. Wenn Marc sagt: ‚Ich liebe deinen Blick‘ sind die Leute im Zuschauerraum peinlich berührt, weil es ein starker und leidenschaftlicher Satz ist. Das ist die Geschichte. Es geht nicht um eine Kritik an zeitgenössischer Kunst. Die ist nebensächlich.“ (*Yasmina Reza*)

„Die enorme Popularität des Stücks hängt vielleicht auch damit zusammen, dass es sich bei Bedarf missverstehen lässt: als reine, äußerst komische Polemik gegen die und das Moderne, wo der Kommentar wesentlicher ist als das Werk. Auch Yasmina Reza lehnt, wie ihre Figuren, die ‚Diktatur der Modernität kategorisch‘ ab. Vor allem, weil sie die Macht des modischen Opportunismus verachtet. Und doch bekannte sie im Interview, am Jubel über ‚KUNST‘ habe ihr etwas missfallen: ‚Die schrecklichsten Leute waren begeistert.‘ In der Tat: Die weiße Leinwand, das kostspielige Nichts oder wie einer der Freunde sagt, die ‚Scheiße‘, ist nur der Anlass, das tragikomische Auseinanderbrechen von Freundschaften, ja die Brüchigkeit aller menschlichen Verhältnisse darzustellen.“ (*Daniel Levy*)

„Alle meine Stücke sind mehr oder weniger autobiografisch. Ich glaube, dass man wirklich gut nur über seine eigenen Obsessionen schreiben kann. Als Leser interessieren mich die verschiedensten Milieus, aber als Schriftstellerin wäre ich unfähig, über Menschen zu schreiben, deren Probleme ich nicht in mir trage.“ (*Yasmina Reza*)

„Das Originelle, das Ingeniöse dieser ‚KUNST‘-Komödie: Der ungemein knapp und wie mit leichter Feder gesetzte, skizzierte Text über die Wirkung des Kaufs ausgerechnet eines abstrakten Gemäldes liefert jedem der drei Charaktere auch einen

vielschichtigen Subtext. Nicht voller Tiefsinn. Voller Hintersinn. Das Geheimnis des Erfolgs ist nicht, dass Yasmina Reza so viel über Kunst wüsste (obwohl sie, mittelbar, eine Menge über die Mechanismen des Kunstmarktes erzählt). Sie weiß spürbar mehr vom Menschen. Man erfährt hier, und das macht Marc/Serge/Yvan zu so zündenden Theaterrollen, wie Freundschaft oder Liebe fast nie durch offenkundige Wichtigkeiten, sondern durch scheinbar Nebensächliches bestimmt werden; wie ein unbedachter Satz zum Triebsatz, eine Bagatelle zur einer Affäre, zum Torpedo wird; wie Dreierkonstellationen in Familie, Gesellschaft, Beruf ihre eigentlich unausweichliche Brisanz haben; wie Frauen durch ihre Abwesenheit in einem Männer-Stück allgegenwärtig werden; wie Hahnenkämpfe funktionieren und Bürgerkriege entstehen. So wird das weiße Bild im Stück zum Abbild des Stückes selbst: als Projektionsfläche der komischsten, absurdesten, intrikatesten Einfälle. Kein blinder, eher ein sehender Spiegel“ (*Peter von Becker*)



Geschichte ist mir passiert mit einem Freund, der ein weißes Bild gekauft hat. Er ist Dermatologe, und ich habe dieses verrückte Bild bei ihm gesehen und ihn gefragt: ‚Wie viel hast du dafür bezahlt?‘ Und er hat geantwortet: ‚Zweihunderttausend Francs.‘ Und ich brüllte vor Lachen. Er allerdings auch. Das Wunderbare daran war, dass er sein Bild liebte und dass er lachte, weil ich lachte. Es war ihm klar, dass ich lachen würde, er kennt mich, und so habe ich ihm das Stück gewidmet. Wir sind Freunde geblieben, weil wir lachten. Als er das Stück las, lachte er auch. Es hindert ihn nicht daran, sein Bild weiterhin zu lieben. Das Drama von ‚Kunst‘ ist ja nicht, dass sich Serge das weiße Bild kauft, sondern dass man mit ihm nicht mehr lachen kann. Wenn Sie mit einem Freund lachen können, dann können Sie alle möglichen Differenzen mit ihm haben (...), denn eine Freundschaft ist jenseits von Meinungen begründet. Wenn man nicht mehr lachen kann, gewinnt die Meinung die Oberhand, und es gibt nichts mehr jenseits von ihr. Es gibt keine unsichtbaren Bande mehr, keine Gefühle mehr.“ (*Yasmina Reza*)

Auf den ersten Blick scheint es, als könnte Serge sich auch einen Porsche gekauft haben. Die Zerfallsreaktionen im Männermolekül wären dieselben. Die Wahl des Kunstobjekts als Gegenstand der Begierde Serges dient jedoch nicht nur zur Kennzeichnung des Milieus, sondern auch zur Konstruktion einer ironischen Selbstreferentialität des Stückes. Yasmina Rezas Drama ist ebenso ein ‚Nichts‘ mit ein paar feinen Querstreifen, auf das wir in Gedanken malen, was wir sehen wollen: Freundschaftskrise, Milieukritik,...(*Gerhard Preußner*)

Fürs Theater ist Reza irre verführerisch, weil außer ihr kaum noch Autoren heute gute Dialoge schreiben, intelligente Witze beim unterhaltungstechnisch ausgemergelten Publikum gut ankommen und sich im wohligen Kollektiv des Zuschauerraums der Erhabenheit noch viel schöner Adieu sagen lässt.
(*Christiane Lutz*)

„Je mehr ich schreibe, um so mehr vertraue ich dem Schauspieler, und um so mehr lasse ich aus. Um so größer wird natürlich auch das Risiko, weil der geringste Fehler das Ganze zunichte macht. Ich schreibe auf Messers Schneide über das Eigentliche, indem ich beinahe alles mit fast nichts sage.“ (*Yasmina Reza*)

Eine richtige Handlung gibt es nicht. Meistens ist es so, dass das endlose halbgebildete Gequatsche, das die Handlung ersetzt, durch den komödiantischen Übereifer der Gesprächsteilnehmer irgendwann implodiert. Das ist der entscheidende Moment dieses gruppenspezifischen Prozesses in Yasmina Rezas Stücken, auf den man gespannt wartet, während die Schauspieler virtuos durch den Sprachmüll des oberen Meinungsbürgertums waten, sich streiten, sich notdürftig wieder versöhnen, sich unendlich wichtig nehmen. Erstaunlicherweise klappt dabei immer beides: die Selbstfeier und die Selbstdemontage der kulturbürgerlichen Klasse, die ins Theater geht, um sich bei Yasmina Reza wiederzufinden. (*Iris Radisch*)



„Das [die Bedeutung der Anführungszeichen im Titel] ist für niemanden klar. Ich wollte, dass es für niemanden klar ist und gebe keine Meinung dazu ab. Ich glaube allerdings, dass eine ganz andere Sicht möglich ist. (...) Die Gänsefüßchen bleiben stehen und bedeuten: Aus Freundschaft finde ich irgendwas an diesem Bild, obwohl es nichts daran zu finden gibt. Eine andere Interpretation, die meinem Denken näher liegt, wäre: Es geht um den Menschen. Der Mensch durchquert einen weißen Raum und verschwindet. Für mich ist es ein sehr metaphysisches Ende. Und man kann sogar soweit gehen und sagen, dass damit eine Freundschaft beschrieben ist. Ein Mann, der vorbeizieht und verschwindet, findet zu seiner Undurchlässigkeit zurück. (...) Und wer findet zu einer Undurchlässigkeit zurück? Diesen Freund, den er [Marc] fünfzehn Jahre gekannt hat, versteht er plötzlich nicht mehr. Für mich ist dieses Ende sehr traurig, sehr pessimistisch. Aber viele Leute haben es optimistisch gesehen.“ (*Yasmina Reza*)

Yasmina Rezas Stücke handeln unterhaltsam und nachdenklich, nie sentimental oder selbstgefällig, von den ältesten Passionen. Erzählen von den Komödien des Verstandes und der Politik der Gefühle: auf jener nicht endenden Reise der Menschen aufeinander zu, aneinander vorbei. Startstation, Intensivstation Sehnsucht. (*Peter von Becker*)



WEISS

weiss

weiss ist farbmaterie.

weiss enthält alle anderen farben, ist die komplexeste farbe.

weiss ist anfang und ende.

weiss ist die objektive farbe.

weiss ist reinheit und klarheit.

weiss ist lichte farbe, lichtfarbe.

weiss ist die farbe von grösster intensität und sensibilität; sie entwickelt ihre kraft allmählich bis zur höchsten steigerung, ebbt ab und steigt wieder an in einem kontinuierlichen rhythmus.

weiss erfährt durch trübung und aufhellung seine modifikation und wird in verschiedenen bereichen virtuell verändert: kraftfelder unterschiedlicher energie entstehen.

weiss ist leere.

weiss ist immaterialität.

weiss ist reine energie.

weiss ist ruhe.

weiss ist schweigen.

weiss ist verharren, gespanntes verharren.

weiss ist ruhig und gerät langsam erst in eine schwingende bewegung, in eine unfassbare weite bewegung ohne grenzen.

weiss dehnt sich von innen nach aussen und zieht sich wieder zusammen, flutet von einem kraftfeld anwachsend in das nächste über und wieder in das nächste bis es ins unermessliche fließt und wächst und sich zu einer grossen an und abschwellenden einheitlichen bewegung zusammenschliesst.

weiss ist: langsame, schnelle, ultraschnelle und über den ruhepunkt hinaus wieder langsam beginnende schwingung. kontraktion folgt auf extension.

weiss ist bewegung, jedoch keine tatsächliche, starre und gleichbleibende. aktive bewegung des auges erzeugt imaginäre bewegung des weiss. diese bewegung ist fluktuation des weiss.

weiss ist aktivität.

weiss ist erregung.

weiss ist raum, ist weissraum.

weiss ist unfixierbarer raum, ist unendlicher, grenzenloser raum.

weiss ist dimensionsloser raum.

weiss ist schwereloses, nie endendes schweben im weiten raum.

weissraum, artikuliert durch horizontale modifikationen, ruht, schwingt, dehnt sich aus und zieht sich zusammen, ist in unaufhörlicher veränderung begriffen, ist vitaler raum.

weissraum ist kontinuierlicher raum.

weiss fordert meditation



WIR STREITEN NICHT ZU VIEL, SONDERN VIEL ZU WENIG DENN IM KONFLIKT LIEGT EINE KRAFT, DIE UNS EINT.

Streit und Konflikt, wohin wir auch blicken! Alle liegen sich in den Haaren, nicht nur in den sozialen Netzwerken, sondern auch im Parallelleben, zu Hause, am Arbeitsplatz, in der Politik. Immer öfter, immer intensiver, immer aggressiver.

Dabei spielt eine Eskalationslogik, die hinlänglich bekannt ist und uns eigentlich eines Besseren belehren sollte: Polemik, Polarisierung, Populismus und zunehmend gewalttätige Proteste. Die Proteste wiederum generieren neue Polemiken, und so verwandelt sich die Eskalation in einen Teufelskreis, der sich unablässig selber antreibt. Manche klinken sich ganz aus, weil sie die Unruhe nicht mehr spüren wollen. Andere beginnen von den guten alten Zeiten zu träumen, als Konsens herrschte statt Konflikt.

So geht ein verbreitetes, zutiefst pessimistisches Raisonement, das auf einem radikal optimistischen Menschenbild fußt. Der Mensch war im Ursprung ein konfliktscheues Wesen, doch wurde er irgendwann verdorben – wahlweise von der Gesellschaft, der Moderne, der Macht, der Technik. Seither hat dieses Wesen seine Form nicht wiedergefunden, sondern es driftet immer weiter ab. Die Verrohung der Sitten ist nicht mehr aufzuhalten, die Vulgarisierung des menschlichen Zusammenlebens wird zum Dauerzustand.

Aber stimmt die Diagnose wirklich? Macht es sich, wer das Hohelied auf den friedlichen Naturzustand des Menschen anstimmt, nicht allzu leicht? Und deutet er die sozialen Dynamiken durch seine deterministische Sicht – aus Streit wird Gewalt – in angemessener Weise?

Nehmen wir den Inbegriff der modernen Technik – das Internet, oder genauer: die sozialen Netzwerke. Sie gelten als Spiegel unserer streitsüchtigen Zeit, Twitter und Facebook sind demnach

exemplarisch für den Zerfall der rhetorischen Sitten. Es stimmt schon, Netz-Dispute kennen oftmals nur eine Richtung – nach unten, in der Art einer Endlosspirale. Die Mechanismen lassen sich grundsätzlich in drei Regeln zusammenfassen. Murphys Gesetz spielt im Netz so gut wie immer: Was schiefgehen kann, geht schief, oder präziser: Wer missverstanden werden kann, wird garantiert missverstanden. Sodann: Jede Diskussion im Netz mündet irgendwann in eine Wortklauberei und ist damit im besten Fall zu Ende (Laynes Gesetz, benannt nach einem Software-Entwickler). Geht der Disput dessen ungeachtet weiter (und immer weiter), wird er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit in einen Nazi-Vergleich oder alternativ in den Vorwurf der Nazi-Keule ausarten (Godwins Gesetz, benannt nach einem amerikanischen Anwalt). Ja, diese Dynamiken spielen zunehmend auch ausserhalb der sozialen Netzwerke, und das ist nicht eben erbaulich. Dennoch ist es sinnlos, die digitale Technik für die Trivialisierung unserer Kommunikationskultur verantwortlich zu machen. Nicht die Technik verformt den Menschen, der Mensch selbst ist aus krummem Holz geschnitzt – und mobilisiert sämtliche geistigen Kräfte, um gegenüber anderen recht zu behalten. Es war der gute alte Schopenhauer, dieser ebenso mürrische wie vergnügliche Philosoph, der die Kunst der erfolgreichen brutalen Rechthaberei in einem postum veröffentlichten Essay namens «Eristische Dialektik» wunderbar beschrieb – vor beinahe zweihundert Jahren.

Schopenhauer spricht von der «geistigen Fechtkunst zum Rechtbehalten im Disputieren», was sehr edel klingt. Wie es sich für einen Ehrenmann des 18. Jahrhunderts geziemt, betont er darüber hinaus, nicht selbst zur Sophisterei anstiften, sondern bloss helfen zu wollen, die Sophisten dieser Welt zu entlarven. Aber natürlich ist sein Werk die perfekte Anleitung für alle Netz-Guerilleros, um auch heute in jedem Fight die Oberhand zu behalten – notfalls im Rückgriff auf den verbalen Zweihänder.

Nach Schopenhauer gibt es drei Formen von Argumenten, jene ad rem, ad personam und ad hominem. Die erste Kategorie ist die langweiligste, da geht's im Wesentlichen darum, den Gegner durch Fehlschlüsse in sophistischer Manier aufs Glatteis zu führen. Die Argumente ad personam sind schon einen Tick fieser, weil sie den Kontrahenten zu verwirren trachten – sie reichen von Sprachspielereien über die willkürliche Unterbrechung des Redeflusses, Pauschalisierung und Provokation bis hin zur verbalen Zumüllung der Person, die es gewagt hat, sich auf einen Disput einzulassen.

Richtig boshaft und erfolgsversprechend ist allerdings erst Strategie Nummer drei – in Schopenhauers Worten: «Wenn man merkt, dass der Gegner überlegen ist und man Unrecht behalten wird, so werde man persönlich, beleidigend, grob.» Der Kontrahent gehört nicht nur verwirrt, sondern nach allen Regeln der Kunst verunglimpft – man appelliert an das Tier im anderen, indem man ihn genau darauf reduziert. Besonders beliebte Strategien der Entmenschlichung sind die Idiotisierung («Du bist ein Vollpflock»), die Demoralisierung («Du bist ein schlechter Mensch») oder die Pathologisierung («Du bist so was von krank») – oder alles zusammen.

Auch das ist nicht eben erbaulich, aber Schopenhauers pessimistisch grundierte Anthropologie erlaubt dennoch einen optimistischeren Blick auf das menschliche Treiben. Der Mensch ist nach ihm so schlecht wie eitel – und will sich vor anderen niemals eine Blöße geben. Aber dieselbe Eitelkeit kann unter anderen Umständen auch dazu führen, dass er sich bessert und wirklich streitet – ohne sophistische Tricks und persönliche Attacken. Es kommt auf das soziale Setting und die Peers an wie einst auf dem Pausenhof. Die Welt ist also für Misanthropen noch lange nicht verloren.



Rolf Kindermann, Andreas Guglielmetti

Eines jedoch haben der heutige Zeitgeist und der gute alte Schopenhauer gemeinsam: Sie beide betrachten den Streit, den Disput, den Konflikt als ein Übel, dem man sich nach Möglichkeit entziehen sollte. Falsch!, ruft nun der Philosoph Reinhard K. Sprenger, dem breiten Publikum bekannt durch seine zahlreichen Management-Bücher. Er stellt sich in seinem neuen, höchst lesenswerten Werk «Magie des Konflikts» gegen die weitverbreitete Geringschätzung des Streits und regt an, die Sache diametral anders zu betrachten: Die meisten schreien oder schweigen heute – aber kaum mehr jemand streitet. Leider. Denn der Streit ist nicht das Problem, sondern wäre eigentlich die Lösung.

Zuerst betreibt Sprenger in einer phantastischen philosophischen Volte eine Ideologiekritik an jener Ideologiekritik, wie sie von Jürgen Habermas in den 1960er Jahren an den verzerrten Kommunikationsbedingungen moderner Gesellschaften formuliert wurde. Nach Sprenger gibt es keinen herrschaftsfreien Diskurs, in dem der zwanglose

Zwang des besseren Arguments herrscht, wenn sich alle auf die eine großgeschriebene Vernunft besinnen.

Eine solche Habermas'sche Übungsanlage führte im Gegenteil bloß zu neuen Konflikten, weil die Vernunft stets im Dienste der zunehmend heterogenen Lebensformen und Lebensentwürfe der Vernunftsträger steht. In jeder Situation treffen nicht nur unterschiedliche Geltungs-, sondern auch unvereinbare Erfahrungsansprüche aufeinander. Das Ziel kann deshalb nach Sprenger keine «multikulturelle, konflikt- und abwertungsfreie one world» sein, sondern gerade umgekehrt: Das Ziel muss darin bestehen, unter Gleichwertigen, aber Grundverschiedenen ebenso lustvoll wie fruchtbar zu streiten.

Damit dies möglich ist, braucht es einen neuen Blick auf den Streit als Normalfall des menschlichen Lebens, oder in Sprengers Worten: einen neuen Begriff des Konflikts. Er nimmt Ausgang von einem Befund, den alle Ehepartner kennen: Solange man streitet, ist man gemeinsam unterwegs – wobei die Beziehung genau in dem Moment zu Ende geht, in dem der Streit erlischt und man sich peinlich anschweigt.

Zunächst: Wer streitet, will streiten – denn niemand hat ihn dazu gezwungen. Diese Feststellung hat ein paar interessante Implikationen. Wer sich auf einen Streit einlässt, anerkennt den anderen tatsächlich als satisfaktionsfähig; er hat «skin in the game», also etwas zu gewinnen oder auch zu verlieren; er legt ein genuines Interesse und Engagement an den Tag. Dann, ganz wichtig: Wer streitet, hat zumindest ein gemeinsames Problem, also eine gemeinsame Basis, und vor allem: Wer streitet, glaubt implizit an eine gemeinsame Zukunft der Kontrahenten, in der Beziehung, in der Freundschaft, im Beruf. Der Streit stiftet also ein soziales Band, das es ohne ihn nicht gäbe. Die entscheidende Frage ist darum stets – was ist das Gemeinsame, was uns trennt?

Zugleich sollten wir uns nach Sprenger keine Illusionen machen. Verstehen unter Menschen heisst im besten Fall oftmals nur: mit

dem Unverstandenen einverstanden sein. Ähnlich verhält es sich mit dem Konflikt. Streiten kann heissen: sich auf das Streitbare verständigen, es vertiefen, es weiterdrehen.

Der streitbare Mensch lässt die Vernunft nicht fahren – aber er stellt zugleich «die Einzigrichtigkeit der eigenen Erkenntnisfähigkeit» infrage. Er unterscheidet sich sowohl vom Nihilisten, der im Menschen ein tragisches, stets irrendes Wesen erkennt, als auch vom Relativisten, der an keine Wahrheit mehr glaubt. Der Unterschied scheint klein und ist doch immens: Der streitbare Mensch weiss, dass er im Unwahren lebt – er strebt danach, es zu minimieren, ohne sich selbst absolut zu setzen. Er nimmt sich, wie er ist – weder Engel noch Tier. Und er arbeitet Tag für Tag an der eigenen Vernünftigkeit, so gut es eben geht. Dabei meint Vernünftigkeit letztlich nichts anderes als: «Konfliktfähigkeit», Sprengers neues Zauberwort. Das Annehmen, das Aushalten, das Akzentuieren der Spannung. Wer sich darauf einlässt, lernt eine Menge über die anderen, die Welt, sich selbst. Das ist nicht viel, muss aber genügen für ein Wesen, das oft mit sich selbst hadert. Der Befund ist so ernüchternd wie ermutigend: Konfliktfähigkeit ist die neue Tugendhaftigkeit. Gefragt sind – in Sprengers Diktion – unerschrockene «Konfliktkünstler» mit trainierter eigener Urteilskraft. Wohlan, das lebenslange Üben im Streiten hat eben begonnen!

Rolf Kindermann, Miguel Abrantes Ostrowski, Andreas Guglielmetti

